

Johannes Rauchenberger

Sakralarchitektur – Räume zur Feier des Glaubens¹

1 Schatten der Steine

Kirchen haben in unserer gegenwärtigen Kultur ein merkwürdiges Selbstverständnis: Die meisten fühlen sich entleert. Sie sind da. Ortsbilder werden durch sie geprägt. Der Tourismus wirbt vielleicht mit ihnen. Zum Glück, könnte man sagen. Denn die Einkaufszentren an den Rändern unserer Städte haben zwar deutlich mehr Frequenz, aber irgendwie haben wir doch das Gefühl, dass nicht sie es sind, die von uns einmal bleiben sollen. In Graz, der Stadt, aus der ich komme, hat man beispielsweise als Nachnutzung der europäischen Kulturhauptstadt den schwarzen Uhrturm, der den Schatten zum realen Uhrturm bildete, in ein Einkaufszentrum südlich von Graz verlegt. Überdies hatte dieses den Schatten finanziert. Schon mehr als zehn Jahre fristet er so sein lächerliches Dasein. Dabei war der Schatten vom Künstler *Markus Wilfling* nicht nur als schöne Skulptur gedacht, sondern vor allem auch metaphorisch gemeint: Graz mit seinem Schatten der Vergangenheit – dazu gehörte auch einmal das Judenviertel um die Herrengasse, die Pogrome schon im Mittelalter, der Aufbau der „Stadtpfarrkirche zum Heiligen Blut“ im 16. Jahrhundert. Im vorigen Jahrhundert gehörte dazu auch das Niederbrennen der Synagoge in der sog. Reichskristallnacht, und, das muss auch hinzugesagt werden, der Wiederauf-

bau vor rund 15 Jahren auf den Ruinen der alten.

Die wiederaufgebaute Synagoge ist ein reales Zeichen, dass diese Stadt sich auch jüdischer Kultur verdankt. Im Gegensatz zu anderen Städten hat es allerdings meine Heimatstadt Graz nicht geschafft, eine jüdische Gemeinde, die notwendig ist, um regulär einen Synagogengottesdienst abhalten zu können, wiederherzustellen.

Dennoch ist mir bislang niemand begegnet, der die Synagoge in Graz wegen fehlender Gottesdienstbesucher in Frage stellt. Allein insofern sie *ist*, ist sie ein Zeichen für das Judentum, ein Zeichen freilich auch, das den Jüdinnen und Juden von den restlichen Bürgern der Stadt – aktiv oder passiv – angetan wurde. Es waren wenige, die den Wiederaufbau verfolgten, aber diese wenigen haben es geschafft, dass dies geschehen ist.

Von den wenigen muss man reden, wenn wir in unseren Breiten von besuchten Kirchen sprechen, zumindest in den Städten. Zu Ostern ist das nicht der Fall, auch am Palmsonntag nicht, zu Weihnachten am allerwenigsten. Aber im Alltag. Am Sonntag.

Und es dauerte nicht lange – in Holland und im Ruhrgebiet ist das längst der Fall –, dass auch Kirchen sich besonders der Wirtschaftlichkeit unterwerfen (müssen). Sie stehen zunehmend unter starkem Legitimitätsdruck – gerade dann, wenn sie,

¹ Der Text geht auf einen Vortrag des Autors anlässlich der 29. Begegnung in der Linzer Synagoge am 8. Mai 2014 zurück.

wie derzeit in Mitteleuropa, zunehmend leerer werden.

Sie versuchen diesen mitunter mit dem Argument zu entschärfen, dass ihre Substanz und ihr Inventar – und dazu zählen ganz wesentlich Architektur und Bildausstattung – von einem besonderen kulturgeschichtlichen Wert sind. Nur was, wenn sie diesen nicht haben? Dann droht ihnen die Umnutzung oder auch der Abbruch: Kostengründe zählen auch hier, gerade hier. Ökonomische, kulturhistorische oder einfach auch nur musealisierte Denkweisen kommen dennoch nicht umhin, sich mit überzeitlichen Zitaten konfrontieren zu lassen: „Es dürfen nicht nur die Steine reden.“ Das sagte sinngemäß der frühere Papst Benedikt XVI. bei seinem letzten Besuch in Österreich im Jahre 2007 in der Wiener Hofburg. In Österreich reden die Steine zum Glück sehr viel Schönes. Ohne sie kann man dieses Land nicht verstehen, ohne sie wäre selbst Europa um einiges ärmer. Auch wenn wir derzeit gerne seinen Nachfolger zitieren, es hilft nichts, in manchem hatte Benedikt mit seiner europäischen Theologie und seinem europäischen Denken Recht. „Es muss daher ein Anliegen aller sein, nicht zuzulassen, dass eines Tages womöglich nur noch die Steine vom Christentum reden.“²

Appelle wie jene aus des früheren Papstes Mund gehören einer Gegenwart an, die christentumserblich reich ist, die sich womöglich sogar bemüht, dieses wieder als Kulturerbe zu schätzen, zu hüten und zu verstehen, der aber die reale Lebendigkeit abhanden gekommen ist: Die Sorge, die dabei zum Ausdruck kommt, mag

überdeckt sein vom immerhin formulierten grundsätzlichen Zutrauen, dass eben „Steine reden“ können: „Saxa loquuntur!“ sagt ein lateinisches Sprichwort. Man könnte aber auch umgekehrt denken: Wie sähe eine Kirche aus, wenn nur die Menschen redeten? Ich jedenfalls bekomme dabei Gänsehaut. Und es ist auch der Grund, warum ich, wenn ich in die Kirche gehe, immer neben oder hinter einer gotischen Säule sitze. Sie gibt mir etwas Schutz, wenn Liturgie allzusehr der Banalität verfällt. Ich finde jedenfalls im Reden der Steine Trost, oft einen größeren als wenn ich ihn hören muss.

2 Ein breites Nutzungsspektrum

Sakralräume sind, sobald sie auch nur ein wenig historisch werden, fast immer Mehrzeitenräume aus Epochen, Einstellungen, Generationen. Auch die Synagogen waren das mit ihren kostbaren Ausstattungen und Schreinen für die Tora, bevor die Nazis sie niederbrannten. Was beim jeweiligen Nutzer – nennen wir sie ganz zeitgenössisch so – jeweils neu ankommt, sind kollektive Erlebnisse, individuelle Frömmigkeitserfahrungen, ästhetische Rührungen. Diese sind aber auch ganz wesentlich bestimmt von Bildern, die einen Sakralraum konstituieren und strukturieren. Es sind doch Bilder, die das imaginative Gedächtnis einer Religion tragen, selbst wenn diese Bilder nur Ornamente sind. Sie sind auch eng verwandt mit Stimmungen, die sich ins individuelle Gedächtnis einprägen. Diese sind, was die Rezeptionsseite anlangt, not-

² Ansprache Papst Benedikts XVI. am 7. Sept. 2007 in der Wiener Hofburg: http://www.vatican.va/holy_father/benedict_xvi/speeches/2007/september/documents/hf_ben-xvi_spe_20070907_hofburg-wien_ge.html [Abruf: 24.08.2015].

wendig biografisch bedingt. Ob man sie mit Assoziationen wie übel- oder wohlriechend, muffig, kalt, licht, warm, schwer, leicht in Verbindung bringt, ob man sie in Zeiten existenzieller Bedrängnis, intensiv erlebten Lebensglücks eher intim wahrnimmt oder soziale Zusammenkünfte rituell aufwertet, ob man mit ihnen einen Raum der Stille oder einen höchst erdenklicher Musikalität sieht, ob man als Nutzer unbelastet wirkende Jugendliche, betagte Gesichter oder schlicht Touristengruppen zählt – Kirchen haben ein dermaßen breites Nutzungs-, Rezeptions- und Repräsentationsspektrum, dass es schwer ist, einen Idealtypus von dem nachzuzeichnen, was höchstens Kinderzeichnungen und Verkehrsschilder mit dem verbundenen Piktogrammen „Haus und Turm“ gemeinsam haben.

Jedenfalls bildet jenes breite Assoziationsspektrum die Folien, auf denen Gutmenschen, Ätzer, „liturgisch Enttäuschte“³, Fromme, Kranke, Beglückte Hochzeiten, Beerdigungen, Taufen, Weihnachtsmetten, Ostermessen, einfache „Sonntagsgottesdienste“ oder auch bloß touristische Einblicke oder Konzertbesuche wahrnehmen. Der Blick auf die Geschichte gibt ein durchaus sehr differenziertes und verästeltes Bild, wie eine Kirche aussehen könnte, welche Einrichtungsgegenstände sie aufweisen sollte, mit welcher Art von Bildern sie bestückt sein kann, und wo sich diese in einer rechten Weise befinden (sollen). Konfessionsspezifisch ist der Blick längst nicht mehr idealtypisch abzugrenzen, wenngleich das Eigenleben der Bilder, ihrer Bildorte und -träger im katholischen Kultraum traditionell ein viel größeres Spektrum aufweist.

3 Der Sakralraum, die Bilder und das Bilderverbot

Aber gehören zu einer Kirche überhaupt notwendig Bilder dazu? Das unterscheidet die katholische Kirche grundsätzlich vom Judentum, wiewohl man einer Synagoge historisch eine prächtige Ausstattung auch nicht so einfach absprechen kann. Das Verbot, Gott in Bildern darzustellen, hat das Christentum vom Judentum geerbt, und man hat es anfangs und dann immer wieder, in Reformzeiten vor allem, in Erinnerung gerufen. Zuletzt im Bildersturm im Zuge des II. Vatikanischen Konzils. In Wien ging die Katholische Hochschulgemeinde beispielsweise aus der wunderschönen barocken Peterskirche mit ihren Feiern der Sonntagsliturgie in den 1960er-Jahren weg, um in die radikal kahlen Räume in der Jordangasse oder der Eberndorferstraße zu übersiedeln – purer Sichtbeton, Stühle, ein Tisch, ein karges Ambo und ein Kruzifix, sonst nichts: das war die Ausstattung. Aber fünfzig Jahre nach solch radikalen Raumauffassungen – wie etwa die Studierendenkapellen eines Ottokar Uhl, Josef Lackner oder Richard Gratl – sind selbst diese herben Räume historisch. Und heutige junge Menschen, mit ihrer Bildfixierung aufgrund ihrer Handys und Tablets, fühlen sich wie von einem anderen Stern, wenn sie diese Räume betreten. Dennoch ist auch hier festzuhalten: Kirchen und mit ihnen ihre Akteure feiern sich nie nur selbst in der unmittelbaren Gegenwart. Sie nehmen nicht nur ihre eigenen Bilder mit, sondern werden konfrontiert mit den Bildern, die sich Vorfahren vom Heiligen machten: Das ist eine notwendig kreative Spannung von Tradition und Gegenwart.

³ Vgl. *Peter Strasser*, *Die einfachen Dinge des Lebens*, München 2009, 89–99.

Der Bilderreichtum in einer orthodoxen oder katholischen Kirche ist vielfältig, mitunter wirr, meist unsystematisch, ja wuchernd, erregend, aber auch erdrückend. Pausbäckige Heilige, wangenrote Jungfrauen in Goldgewändern, Machtrepräsentationen mit allen erdenklichen Insignien, masochistische Gewaltszenen, die einen zeitgenössischen Horrorfilm kaum unterbieten, kostbar bekleidete Skelette unter den entzückenden Blicken jener Hauptdarsteller, die einen propagandistischen Link in ihr Leben vor der fleischlichen Verwesung bieten, fügen sich keineswegs nur zur ästhetischen Erquickung, sondern können auch eine große Belastung darstellen. Gerade wer in Rom unter die Altäre blickt, bekommt eine merkwürdige Distanz zu dieser Inszenierung des Körpers, die gerade die katholische Kirche mitunter bis zur äußerst denkbaren Entfremdung betreibt. Gerade jetzt – da die Heiligsprechung der beiden letzten Päpste unmittelbar zurückliegt – muss man dies benennen. Noch im Jahre 2000 wurde Johannes XXIII. zu seiner Seligsprechung in einen Glassarg umgebettet, gemeinsam mit seinem damaligen Kollegen, Papst Pius IX., Papst des I. Vaticanums, aber auch Papst des Antimodernismus und der Ausrufung der Unfehlbarkeit des Papstes. Jener ist in S. Lorenzo so zu sehen, der Papst des II. Vaticanums wird im Petersdom seither dementsprechend mit dem Handy fotografiert. Wenigstens das hat man dem sonst in Rom allgegenwärtigen Johannes Paul II. nicht mehr angetan: Es ist eine schlichte Platte am Antependium mit der Aufschrift: „SANCTUS JOANNES PAULUS PP II.“ Reliquien der beiden wurden dennoch dem Papst zum Küssen dargereicht. Warum, fragt sich der kritische Blick, wurde dem

Papst, als er noch lebte, das Blut abgezapft? Vergessen wir nicht: Noch bei der Seligsprechung am 1. Mai 2011 hatte man den Sarg erneut auf den Petersplatz gestellt, aber der Zahn der Zeit hatte dem verzinkten Holz bereits zugesetzt. All das hat man bei der Heiligsprechung nicht mehr gemacht.

Aus bilderkritischer Sicht wäre gegen derartige Inszenierungen viel zu sagen. Der große jüdische Gelehrte George Steiner sagte in der ZEIT vom 16. April 2014: „3000 Heilige! Die Christenheit hat mit Monotheismus nichts zu tun. Ich weiß nicht wie viele Reliquien. Bitte! Das ist Polytheismus der offensichtlichsten Art, da gibt es kein wirkliches Verständnis [für den Monotheismus]. Bevor Juden nicht freiwillig in die Ecclesia eintreten, kann es kein zweites Kommen Christi geben. Wir sind eure Geißeln. Sehr behaglich ist das nicht.“⁴

Weil auch christliche Theologen und Theologinnen um diese Schatten wissen, haben wahrscheinlich Kulturreformen im Christentum stets auch bilderkritisch agiert. In den wesentlichen Bestimmungsmerkmalen einer Kirche kommen Bilder nicht vor. Wohl aber die Menschen.

4 Lebendige Steine auf dem Boden

In ihrer ureigenen Radikalität werden die Nutzer als das eigentliche Bild aufgefasst: *Sie* bilden die Gemeinde, den Leib. Der christliche Sakralraum ist aber darin, selbst wenn man an die Gottesburg der Romanik, die lichtdurchflutenden Kathedralen der Gotik, die Bestrebungen nach Harmonie in der Renaissance, wenn man an die entgrenzenden Architekturen des Barock als „Theatrum Sacrum“ denkt, am Ende auch

⁴ <http://www.zeit.de/2014/17/george-steiner/seite-2> [Abruf: 24.08.2015].

noch von einem dialektischen Unterlaufen getragen. Denn das Christentum, so üppig, so hell, so fest, so dunkel, so bergend seine Kirchen auch sein mögen, hat in seiner Idee, den Körper zu denken, eigentlich einen Drang zur Humilität, zum Niedrigen, zum Profanen, zur Welt selbst, nicht nur als eine Handlungsanweisung, also als eine Ethik, sondern als eine Nobilitierung des Ganz-Unten. Weil das Göttliche selbst Materie, genauer Fleisch wird: Das ist notwendig verbunden mit einer kritischen Haltung gegenüber herkömmlichen Formen der Kultpraxis: Es reicht eine Baracke, ein Tisch, ein Brot und ein Schluck Wein, um das Herrenmahl zu feiern, es reicht ein Raum, um die Bibel zu lesen: Spirituelle Erneuerungsgruppen, meist aus dem freikirchlichen Milieu, machen das gerade in scheinbar spirituellen Wüsten längst. Das Projekt „Raumtausch“ von *Magdalena Kallenberger* und *Dorothea Nold* in Berlin zum Beispiel dokumentiert, wie aus täglichen Bars oder Discos für ein paar Stunden spirituelle Räume zur Feier des Glaubens werden. Die Zielgruppe: Junge Leute. „Nur in der Stadt kannst du rein religiös sein“, so ist ein „Gespräch über Politik und Praktiken religiöser Gemeinschaften in Berlin“⁵ umschrieben, weil etwa die soziale Kontrolle fehle.

So etwas klingt nach Anfang, nach einer Performance, die sich dieser Unmittelbarkeit des Anfangs vergewissert.

Wie begann eigentlich der Sakralraum? Die ersten Christen verabscheuten die damaligen Kultstätten. Ihre Inszenierung verweigerten sie gerade. Sie trafen sich erst in Häusern, um das Herrenmahl zu feiern. Sie lasen in der Schrift. Ihr Vorbild war die Synagoge. Das Lehrhaus war die erste

Wurzel, aus welcher der spätere Sakralraum erwuchs, nicht die konstantinische Basilika. Das erste gefundene Dokument einer christlichen Hauskirche ist im östlichen Syrien, in Dura Europos, gemeinsam mit einer Synagoge entdeckt worden.

Das Versammeln der frühen Gemeinden in Häusern, die Ablehnung der traditionellen Sakralarchitektur in der Konstituierung als neue Religion baut auf einen Bildbegriff auf, der aus lebendigen Steinen (*lapides vivi*) besteht (1 Petr 2,5). Selbst wo es schon reale Bauwerke gibt – das imaginäre Weiterbauen im Sinne einer Gemeindebildung, die Zeiten und Orte entgrenzt, schließt diese Idee der „*lapides vivi*“ ein. Schon der alttestamentliche Tempel wurde nach Esr 5,16 immer noch weitergebaut, selbst als er schon da war. An die lebendigen Steine erinnert man sich verstärkt in Reformzeiten.

5 Andere Codes als Heiligkeit

Naiv wäre es zu glauben, dass es ohne Salomon, später ohne Kyros oder noch später ohne Herodes den Wiederaufbau des Tempels gegeben hätte. Nur: Das Judentum hat aus der Katastrophe der Auslöschung seines Tempels mit der Heiligung der Tora eine Änderung vollzogen. Als die Idee der „lebendigen Steine“ geboren wurde, lagen die Steine eben dieses Tempels herum. Naiv wäre es zu glauben, dass es ohne Kaiser Konstantin – und damit meine ich ohne gezielte Finanzierungsquellen und ohne Strategie – die Geschichte der christlichen Sakralarchitektur gegeben hätte. Sakralräume, ihr Volumen, ihre Größe, ihre

⁵ Jochen Becker / Anne Hufschmid / Stephan Lanz / Oliver Pohlisch Katja Reichard / Erwin Riedmann / Kathrin Wildner, Faith is the Place. The Urban Cultures of Global Prayers (metroZones 11), Hamburg 2013, 249–270.

Einwölbungen, ihre Fassaden, ihre von Licht durchfluteten Fenster, ihre Türme haben damit aber auch ganz andere Codes im Schlepptau, als Heiligkeit im Sinne alt- oder neutestamentlicher Gottespräsenz: Es geht dabei um Macht, um Dominanz im Stadtbild. In dieser Hinsicht ist Österreich mit seiner imperialen Sakralarchitektur eine Lehrmeisterin. Heute wird das Phänomen anders debattiert: Nämlich, wenn nun „andere“ auf dem gemeinten Marktplatz ihre Öffentlichkeit beanspruchen: Die Minarettdebatte war in den letzten Jahren dafür ein gutes Beispiel; der Wettlauf um die Sakralität der Architekturen findet auch anderswo statt: in Zentren der Mobilität wie auf Flughäfen oder auch Bahnhöfen oder am Umschlagplatz für den Konsum.

6 Die biblische Polarität zum Sakralraum: Sesshaftigkeit und Flucht

Auch wenn die christlichen Kirchen im Laufe ihrer 1700-jährigen Geschichte zu den prägendsten Kulturdenkmälern zählen, kämen Christen eigentlich auch ohne sie aus. Aber so leicht kommt der Satz nicht über die Lippen. Denn eine Behauptung und Einwohnung des Heiligen *ohne* Räume, ohne Gestaltung und ohne Ästhetik – also kurz ohne „redende Steine“ – ist rudimentär, verkürzt, engführend, ja ärmlich. Die Polarität aber bleibt:

Und sie findet ihren bleibenden korrigierenden Stachel in der Bibel: *„Du willst mir ein Haus bauen, damit ich darin wohne? Seit dem Tag, als ich die Israeliten aus Ägypten heraufgeführt habe, habe ich bis heute nie in einem Haus gewohnt, ...“*, lässt Gott über den Propheten Natan dem König David ausrichten, als er die Pläne für den

Tempel hegt (2 Sam 7,5b–6). Die Groß-erzählung des Gottes der Bibel ist nicht seine Einwohnung im prächtigen Tempel Salomos, sondern jene des Auszugs aus der Knechtschaft. Dabei ist kein Platz für Prunk und Sesshaftigkeit. Die Feuersäule, das Manna, die Rückenansicht Gottes, seine Präsenz im Säuseln des Windes sind die tragenden Bilder. Und dennoch: Der Tempel wurde gebaut, er wurde zerstört und er wurde nach der Katastrophe des babylonischen Exils wiederaufgebaut. Er wurde von Herodes noch größer gebaut und von Titus endgültig zerstört. Seither hat sich das Judentum innerlich umgebaut: Es lebte ohne Tempel, es hatte nur das Gesetz und seine Interpretation.

Die Sesshaftigkeit, das Bemühen um Schönheit, der steigende Prunk ist der eine Pol, der Aufbruch, die Hast, die Flucht und das Versprechen, dass gerade dort Gott anwesend ist, der andere Pol: Beide verbindet eigentlich das Judentum und das Christentum mit der je eigenen Idee, einen Ort für Gott zu errichten. Es ist eine merkwürdige Dialektik, die in die Idee, Gott einen Raum errichten zu wollen, eingeschrieben ist: Beansprucht das Heilige das Sacrum für sich, zur Anbetung, zur Ehrfurcht, zum Lobpreis – oder ist das Heilige, wie es im christlichen Gottesbegriff durchscheint – zur Heiligung des Profanen, des Verwerflichen, des Geschändeten, des Entrechteten da?

7 Ruhestörung

Es ist in der Gegenwart auch immer wieder die Kunst, wie manches ins rechte oder ins korrigierende Licht rückt: „Für mich ist es eine Art System der emotionalen Belohnung, an das ich denke, wenn ich darauf bestehe, dass der schlafende Obdachlose

im Mailänder Dom mehr Anrecht auf diesen Ort hat als der Papst“⁶, sagte der albanische Künstler *Anri Sala* in einem Interview mit dem Direktor der Kunsthalle in Wien, Gerald Matt, über seine Videoarbeit „Uomoduomo“ (2001), die bereits in wichtigen Ausstellungen zum Themenfeld Kunst und Kirche ausgestellt war. Er hatte mit der Kamera einen schlafenden Obdachlosen auf einer Kirchenbank im Mailänder Dom aufgezeichnet. Immer wieder, ganz langsam, sinkt der Alte in sich zusammen und richtet sich abrupt auf. Die Umstände dieser Situation sind ungeklärt. In religiöser Vertiefung, im Schlafzustand oder um die eigene Existenz kämpfend.

„Mehr Anrecht auf den Platz als der Papst.“ „Für mich ist das eine Art emotionale Belohnung.“ Der Künstler hat darin auf eine sehr sensible Weise etwas von dem getroffen, was eine christliche Stätte des Heiligen vor allem auch ist: Ein Asylort für Bedrängte, Arme, in Not Geratene, nicht bloß ein Ort der feierlichen Inszenierung im Stil einer byzantinischen Herrscherakklamation. Die Flüchtlinge, die in der Wiener Votivkirche Asyl fanden, sind allen noch in Erinnerung. Sie sorgten für eine emotional geführte gesellschaftspolitische Debatte um das Bleiberecht von Flüchtlingen. Medial wurde die brennende Angelegenheit plötzlich mit dem Wasser gelöscht, als sie in der Anklage auf vermeintliche Schlepperei endete. Doch hatte der Prozess eine dramatische Wende bekommen:⁷ Prozessunterbrechung wegen mangelnder Genauigkeit in den Übersetzungen – auch im Wort „Schlepperei“: Die Polizei hätte den Übersetzern womöglich Anweisungen gegeben, wie zu übersetzen sei. Womöglich gab es Anweisungen für

diesen Nachhilfeunterricht. In der Fastenzeit 2014 wurde vor dem Dom St. Jakob in Innsbruck die diesjährige Installation zur Fastenzeit vom Innsbrucker Künstler Anton Christian zerstört, die ein zerschlisenes Boot, das als Mahnmal für die vielen tragischen Flüchtlings-Schicksale vor der italienischen Insel Lampedusa während der Fastenzeit gedacht war, zeigte. Das Boot – vom Künstler in Italien gesucht und gefunden – sprach eine deutliche Sprache: „Zerschellt an den Klippen eines christlichen Europas“, so Anton Christian, sei das Boot ein Mahnmal zur Erinnerung an die Flüchtlinge, deren Hoffnungen im tosenden Meer vor Lampedusa untergehen. Es lag wenige Tage nach der Eröffnung völlig zerstört und zerteilt in drei Stücken auf dem Domplatz. Das sind öffentliche Debatten, die von Sakralräumen ausgehen, weil diese hochsymbolische Orte sind.

In seinem Schreiben „*Evangelii Gaudium*“ sagt der *jetzige* Papst: „Es ist unerlässlich, neuen Formen von Armut und Hinfälligkeit – den Obdachlosen, den Drogenabhängigen, den Flüchtlingen, den eingeborenen Bevölkerungen, den immer mehr vereinsamten und verlassen alten Menschen usw. – unsere Aufmerksamkeit zu widmen. Wir sind berufen, in ihnen den leidenden Christus zu erkennen und ihm nahe zu sein, auch wenn uns das augenscheinlich keine greifbaren und unmittelbaren Vorteile bringt. Die Migranten stellen für mich eine besondere Herausforderung dar, weil ich Hirte einer Kirche ohne Grenzen bin, die sich als Mutter aller fühlt [...] Wie schön sind die Städte, die das krankhafte Misstrauen überwinden, die anderen mit ihrer Verschiedenheit eingliedern und aus dieser Integration einen

⁶ Christa Benzer, Anri Sala, Kunsthalle Wien, 28.3.2003 – 15.6.2003 in: Springerin 2/03.

⁷ Vgl. „Der Standard“ vom 7. Mai 2014; „Die Presse“ vom 7. Mai 2014.

Entwicklungsfaktor machen! Wie schön sind die Städte, die auch in ihrer architektonischen Planung reich sind an Räumen, die verbinden, in Beziehung setzen und die Anerkennung des anderen begünstigen!“⁸

Das ist kein Aufruf, Sakralräume zu Asylheimen zu machen, aber eine Korrektur zu einer Schönheit, die sich, scheinbar um Gottes Willen selbst genügt, ist es doch. Die Vorstellung, dass eine Kirche ein Asylort für Bedrängte ist – und auch der hebräische Tempel war es –, ist jedenfalls noch schöner als das, was man positiv unter einer Atmosphäre der Kirche in Verbindung bringt.

Der Autor: Geb. 1969, Mag. phil. Mag. et Dr. theol., Kurator, Kunsthistoriker, Theo-

loge; Studium in Graz, Tübingen und Köln, von 1997 bis 2002 wiss. Mitarbeiter bei Prof. Alex Stock an der Bildtheologischen Arbeitsstelle der Universität zu Köln, seit 2000 ist er Leiter des Kulturzentrums bei den Minoriten (www.kultuM.at); seit 2004 Univ.-Lektor für Kunst und Religion bzw. Sakralarchitektur an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien, seit 2009 auch an jener der Universität Graz. Zahlreiche Veröffentlichungen zu Ausstellungen sowie zu wissenschaftlichen Symposien; seit 2002 Redakteur und Gestalter (gemeinsam mit Alois Kölbl) zahlreicher Themenhefte der ökumenischen Zeitschrift „Kunst und Kirche“; Mitglied der Forschergruppe für das Handbuch der Bildtheologie (Hg. R. Hoeps) und Beiratsmitglied der Stiftung Bibel und Kultur (Stuttgart).

⁸ Papst Franziskus, Evangelii Gaudium, Nr. 210: http://w2.vatican.va/content/francesco/de/apost_exhortations/documents/papa-francesco_esortazione-ap_20131124_evangelii-gaudium.html [Abruf 24.08.2015].